

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 159.

Sonntag, 11. Juli.

1915.

(1. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

Der Herbstmorgen war ja so schön. Über den Laubbäumen lag schon farbiger Schimmer, jede Felswand glänzte in der Sonne, auf den Annuwiesen funkelten die Bergdisteln, das weidende Vieh brachte eine abwechslungsreiche Staffage in die Landschaft, der Klang der Kuhglocken hatte etwas so Friedliches, Stimmungsvolles, als wäre man fern von der lauten Welt in der abgechiedenen Stille.

Frau Robertus sorgte dafür, daß es nicht zu ruhig blieb. Sie ließ die Musik spielen, so oft man an einer Behausung vorüberkam, sie winkte mit dem Sonnenschirm und rief ihr helles: „Gris Gott! Gris Gott!“

„Marret Jan's, die Stadtleut!“ brummte ein alter Bauer, der mit dem mageren Ochsen sein Feld pflügte.

Die Bäuerinnen, die Kinder, die des Weges kamen, aber blieben stehen und lachten. Es war ja auch ein lustiger Anblick. Die hellen, bunten Farben, die blingenden Goldschüre, die vielen jungen Gesichter über dem grün geschmückten Wagen.

Das Forsthaus in der Balopp liegt in einem eng von Bergen umschlossenen Hochtal. Mitte August findet hier alljährlich bei der Kirchweih der „Almer-tanz“ statt, zu dem von all den Bergen in der Runde die Senner und Sennerinnen und die Holznechte sich einfänden. Da wird geschuhplattelt in alter, unverfälschter, urwüchsiger Echtheit.

Als das Forsthaus in Sicht war, rief Sollinger:

„Huberbäuerin, weißt was? Jetzt singen wir das alte Lied: „Bilertal, du bist mei' Freund!“ Da werden's wipen!“

Er war während der Fahrt zwischen Damen gesessen, die ihn wie einen Halbgoat anschwärmten und selig waren, daß er ihnen sein Autogramm versprochen hatte. Das hatte sein durch Felicitas herabgedrücktes Selbstgefühl wieder gehoben. Er sah ja sehr wohl, daß das junge Mädchen nur mehr Augen hatte für den blonden jungen Mann an ihrer Seite, daß er abgetan, kalt gestellt war, und in einem gewissen Trost jubelte nun seine herrliche Stimme empor, neben der sich Adas zarter Sopran nicht behaupten konnte, die das Echo in den Bergen weckte. Es war so wunderbar schön, daß alles in stummer Ergriffenheit lauschte, daß auch die Försterfamilie aus dem Haus stürzte und begeistert die Hände zusammentrug.

Frau Robertus stellte sich als Huberbäuerin vor.

„Wir wollen uns heut' auch einen guten Tag machen, weil unsere Sommergäst fort sind!“ sagte sie. „Und jetzt kocht's uns halt ein Rehbratel und einen Kaiserichmarrn!“

„Ihr seid's g'wis Theaterleut?“ erwiderte die Försterin lachend. „Saubere Dirndl habt's, und der Ein, der kann sein singen! Da möcht ich wohl einmal das Stück hören, das sie in Schliersee amal g'spielt haben: „Almenrausch und Edelweiß!“

Auf dem Tanzboden mußten erst die dünnen Blätter weggekehrt werden, die vom Wald hereingeweht waren. Aber dann spielte unermüdet die Musik, und man

walzte — auch Frau Ada, der es freilich sehr heiß wurde, denn sie war stark geschmürt — bis der Tisch im Freien gedeckt war und das Essen kam.

Und die Jüngsten, die Eifrigsten, zog es auch nach der Mahlzeit gleich wieder zu dem schlichten Bretterboden, um den so herrlich kühle Luft säckelte, daß man in dem frischen Waldhauch gar nicht müde wurde.

Oberleutnant v. Jährenstein hatte Felicitas bei der Hand genommen; aber er führte sie nicht zum Tanz. Mit einem bittenden Blick zog er sie fort von der lauten Musik, von den herummirbelnden Paaren, fort auf einen schmalen Weg, der an Brombeergestrüpp und Farrenkräutern entlang führte, über Moos und weiches Laub. Wie ein Dom wölbte sich der Waldeingang, nur vereinzelte Sonnenlichter fielen durch die hohen, dichten Bäume und flimmerten goldig über das Unterholz. Eine grüne Dämmerung war's; man hörte das Knäuschen der Wipfel; ab und zu fiel ein gelbes Blatt zu Boden.

„Wie still es hier ist!“ sagte das junge Mädchen.

„Sie lieben es nicht — dieses Schweigen?“ frug er ernst.

„O, doch! — Es ist mir so fremd, so unheimlich — wie eine Welt für sich, die man kaum kennt!“

„Und ich begreife sehr wohl, daß solche Ruhe Sie seltsam berühren muß. Bei Ihnen geht es immer so lobhaft zu, — Einsamkeit kennen Sie wohl gar nicht?“

„Gefällt es Ihnen nicht bei uns?“ frug sie mit koketten Schmöllen.

„Aber gnädiges Fräulein!“

Sie lachte. „Das gnädige Fräulein klingt komisch heute!“ Sie schwenkte ihre hellblaue Bäuerinnen-schürze.

„Also — Fräulein Felicitas!“ forrigierte er sich mit einem zärtlichen Klang in der Stimme. „Sie wissen recht wohl, wie gern ich bei Ihnen auf der Villa bin, wie dankbar ich war, daß ich oft zum Kaffee kommen, auch an den reizenden Ausflügen beteiligen durfte! Ich habe noch nie so schöne Urlaubswochen gehabt!“

Sie lächelte ihn an, wieder versöhnt. Es gefiel ihr ja gerade an ihm, daß er ernster war als alle die fidelet lachenden, oberflächlichen Menschen, mit denen sie sonst verkehrte. Wenn er nur nicht so verschlossen gewesen wäre. Immer so korrekt, so höflich beherrsch! Aus seinen Augen sprach ja freilich zuweilen eine Wärme, ein Sehnen, das sie selig durchschauerte. Warum blieben seine Lippen so stumm? Es war oft eine prickelnde Ungeduld in ihr, ihn aus seiner Reserve herauszulocken, und ein bißchen Bekenntnis von ihm zu hören!

Aber sie mußte ja warten, warten, kühl und gelassen sein, wenn es auch in ihr sieberte und pochte.

„Sie haben ganz recht“, sagte sie. „Bei uns geht es immer zu wie in einer Jahrmaktsbude und immer Tschinderabada und bengalische Beleuchtung! Man hat wirklich manchmal das Verlangen nach einer Pause in

der Vergnügungsjagd, nach einem Zusammensein mit sich selber!"

"Wirklich! Felicitas?" Wie aus tiefster Seele klang die Frage.

Sie nickte stumm und sah zu ihm auf. Ihre Augen tauchten ineinander. Sie fühlte, daß ihm warme, zärtliche Worte auf den Lippen schwebten.

Aber wieder schien ihn die Scheu, die in seinem Wesen lag, zurückzuhalten, und es war ihr wie eine Enttäuschung, daß er nur leise sagte:

"Sie sind mir also nicht böse, daß ich Sie fortgeführt habe von der lustigen Musik, von der Feststimmung?"

Sie schüttelte den Kopf.

"Ich hätte ja nicht mitzugehen brauchen!" gab sie etwas ungeduldig zur Antwort.

Er hatte ihren Arm in den seinen gezogen, und eine Weile gingen sie schweigend weiter in der grünen Dämmerung, in der Waldstille. — —

Bruno hatte eifrig einem blonden Backfischchen, der Tochter eines Kapellmeisters, der neben ihnen wohnte, den Hof gemacht, und die Kleine fand es sehr reizend, daß sie einen Verehrer hatte, der ihr Blumen schenkte, der mit ihr tanzte und ihr nette Sachen sagte. Sie freute sich vor allem, ihr Erlöbnis ihrer Freundin Anna zu erzählen, wenn sie in ein paar Tagen wieder in die Pension zurück mußte. Würde die einen Meid haben auf ihre Eroberung.

Aber Bruno, der sich als „junger Dehomann“ fühlte, obwohl er noch die Schulbank drückte, war des trockenen Lones schon satt. Er beschloß nun, fecker vorzugehen. Und nach der Française führte er die Kleine Frida nicht an den Tisch zu den Eltern, sondern lockte sie unter dem Vorwand, am Waldsaum gäbe es reife Brombeeren, auf den einsamen Weg, der sich neben der Landstraße hinaufzog. Als sie sich bückte nach den dunklen Früchten, umschlang er sie und drückte ihr ein paar Kisse auf den rosigten Mund. Sie wehrte sich entsezt, erschrocken, lief dann wie gejagt von ihm fort und prallte in ihrer Flucht fast an einen älteren Herrn an, der eben aus einem Einspänner ausstieg, und lachend fragte: „Ja, was ist denn, Kind?“ aber finster die Stirne runzelte, als er die Stimme seines Sohnes vernahm. „Friederl, Friederl!“ bat Bruno schmeichelnd. „Geh, sei doch wieder gut!“

„Sie sollen nicht du zu mir sagen und Friederl. Sie sind unverschämt!“ rief die Kleine weinend, und Bruno bemerkte nun erst sehr peinlich berührt, seinen Vater, der ihn vorwurfsvoll anblickte.

„Na, du scheinst dich ja wieder recht sonderbar zu benehmen!“

Dr. Robertus hatte sich für den Tag frei machen können und sich rasch entschlossen, seine Familie in Schliersee aufzusuchen. Er war schon ärgerlich gewesen, als er das Haus leer fand und in schlechter Stimmung nachgefahren in die Boley.

Nun kam er nach der Einsamkeit der letzten Stunden in diese erregte Feststimmung herein. Auf dem Tanzboden drohte sich eine Frau mit fliegenden Röcken herum, und neben ihr schwebte die Jagdgehilfe. An einem Tisch lehnte Bornberg, ätternnd vor Aufregung und sprach mit glühendem Gesicht auf Oly ein.

„Sie hatten mir diesen Tanz versprochen! Mir!“

„Nun ja, dann kriegen Sie eben den nächsten! Das brauchen Sie doch nicht so wütend zu sagen! Sie wollen heute um jeden Preis den „Wilden Jäger“ spielen. Aber ich fürchte Sie nicht trotz Ihrer langen Hahnenfeder“, erwiderte sie mutwillig.

Er aber zückte ihr heiser in die Ohren:

„Sie sollen nicht mehr mit Herrn Sollinger tanzen! Ich leide es nicht, daß er Sie in die Höhe schwenkt und vom Boden aufhebt! Ich will es nicht!“

„Ich soll nicht! Sie erlauben es nicht!“ wiederholte sie schnippisch. Sie drückten sich sehr wunderlich aus! Sind Sie zu meinem Mentor bestellt? Habe ich Ihre Befehle entgegenzunehmen! Das ist mir neu! Sie müssen mir

erst erklären, wieso und mit welchem Recht Sie mir Vorschriften erteilen.“

Lachend zwinkerte sie ihn an mit trotzig aufgeworfenem Mund, die Hände in die Seite gestemmt, wie ein keckes Bauernmädchen, kühl und selbstsicher, während er bebte vor Aufregung und Eiferlust.

Er ließ wieder den Kopf sinken vor ihrem übermütigen Gesicht.

„Verzeihen Sie! Ich habe ja leider nichts zu sagen! Muß nur bitten — betteln: Tun Sie es nicht mehr! Es zerreißt mir das Herz! Es martert mich! Mir wird blutrot vor den Augen. Ich tue irgend etwas Schreckliches.“

„Also dann tanze ich überhaupt nicht mehr! Mit keinem. Aber auch mit Ihnen nicht!“ sagte sie, sich schmolend undrohend.

Nun packte ihn wieder die Angst, daß er sie gekränkt habe, und er wollte ihr nach, schaute aber verwirrt in das ernste Gesicht seines Lehrers und Freundes Dr. Robertus, der die Szene beobachtet hatte und den Kopf schüttelte über das merkwürdige Gebaren, das er hier vorfand.

Frau Ida hatte nun ihren Mann bemerkt und wollte auch vor ihm ihre Rolle weiterspielen.

„Ah, ein Stadtherr! Geh, setz dich her zu uns, wann wir dir nit zu gemein sind; kriegst an Kaffee!“

Aber der Arzt war nicht in der Stimmung, auf diesen Ton einzugehen. Er fand es würdelos, wie seine Frau, eine Familienmutter, hier mit den Jungen herumtanzte und wie eine Zwanzigjährige schäkerte.

Wie unter Fremden fühlte er sich unter dieser lachenden, streitenden, flirtenden, „ostiumierten“ Gesellschaft.

„Sind wir denn im Karneval?“ fragte er kühl. „Die reinste Schwabingerbauernkirchweih bei Tageslicht!“

Frau Robertus schenkte ihm den Kaffee ein. Sie sprach nichts. Sie blickte nur, aber ihre Mimik war deutlich genug.

„Bin ich nicht eine geprüfte Frau?“ sagte ihr herabgesehenes Mädchen. „Ein Mann, der mir das harmloseste Vergnügen verdirbt! Viel zu alt, viel zu trocken für mich! Für die berühmte Ida, die einst alle Welt entzückte!“

Die Musik machte Pause, an dem Tisch war es stiller geworden, Dr. Robertus hatte selbst die peinliche Empfindung, daß er als Störenfried wirkte und das Lachen verschucht hatte. Bei seiner Gutmütigkeit tat ihm das Leid für die jungen Leute, denen er ja jede lustige Stunde vergönnte, gerade er, der so viel von den traurigen Seiten des Lebens zu sehen bekam.

(Fortsetzung folgt.)



Ein wahres Bild deiner persönlichen Entwicklung findest du in deiner Vergangenheit. Karl Hefter.

Japanisches Frauenleben einst u. heute.

Nichts ist wohl so bezeichnend für den Kulturzustand eines Volkes als die Stellung seiner Frauen, die diese im öffentlichen Leben und im Hause einnehmen. Sie ist es, die uns über die Psyche eines Volkes Aufschluß gibt und seine Charaktereigenschaften am besten erkennen läßt. Auch das „Land der aufgehenden Sonne“ macht davon keine Ausnahme, dessen Söhne mit ihrem höflichen, lächelnden Wesen so viele täuschten, mit diesem Lächeln, hinter dem sich die Verschlagenheit und Gerissenheit des Asiaten zu verbergen weiß.

Während in früheren Zeiten des geschichtlichen Japan, und zwar vor Beginn der Feudalzeit und dem Eindringen des Buddhismus, die Japanerinnen dieselbe, wenn nicht höhere Achtung genossen, wie beispielsweise unsere Frauen des Mittelalters, schwand ihr Ansehen und Einfluß nach und nach, je mehr die Lehren des Konfuzius und Buddhas Ein-

Aus der Kriegszeit.

gang in Japan fanden. Zur Zeit der Feudalherrschaft war die Bedeutung der Frau dermaßen gesunken, daß sie nur noch als Dienerin und notwendige Erzeugerin von Kindern angesehen und im übrigen nur als unnütze Würde im Leben des Mannes betrachtet wurde. Im Laufe der Zeit trat zeitweilig eine Wendung zum Besseren ein, doch war die Wertung der Japanerinnen immer noch eine sehr minimale, und bezeichnend für die Rechtlosigkeit der Frauen dem Manne gegenüber sind die sieben Scheidungsgründe, die der bekannte Moralist Kaibara Ekkan anführt: 1. Ein Weib kann wegen Ungehorsams gegen ihre Schwiegereltern geschieden werden. 2. Ein Weib kann geschieden werden, wenn es kinderlos bleibt; nur dann ist kein gerechter Grund für einen Mann vorhanden, sein unfruchtbares Weib zu verstoßen, wenn er Kinder von einer Nebenfrau hat. 3. Unkeuschheit ist ein Scheidegrund. 4. Eifersucht ist ein Scheidegrund. 5. Ausatz oder eine ähnliche schlimme Krankheit ist ein Scheidungsgrund. 6. Ein Weib kann geschieden werden, das durch übermäßiges Schwätzen und respektloses Klatschen die Eintracht ihrer Verwandten stört und Kummer über ihren Hausstand bringt. 7. Ein Weib, das sich dem Diebstahl ergeben hat, soll geschieden werden.

Mit der Einführung des neuen japanischen Gesetzbuchs sind diese „sieben Scheidungsgründe“ allerdings formell aufgehoben, aber Kenner des Landes wissen, daß in den Anschauungen der Japaner über die Stellung der Frauen nur wenig Wandel eingetreten ist, und sie halten es in der Mehrzahl mit Shingori Takashi, einem Schriftsteller ihres Landes, der in seinem neuen Buche „Japans Frauen und Frauenmoral“ schreibt: „Die einzigen Eigenschaften, die einer Frau zukommen, sind stiller Gehorsam, Keuschheit, Barmherzigkeit und Ruhe. Wenn der Gatte seine Anordnungen trifft, darf die Frau ihm niemals ungehorsam sein. Sollte ihr Gatte jemals ärgerlich oder erregt sein, so soll sie ihm mit Furcht und Zittern gehorchen und sich nicht geärgert und frech gegen ihn auflehnen. Eine Frau soll zu ihrem Gatten aufschauen, als wäre er der Himmel selbst. Nicht einmal im Traume darf die Frau eifersüchtig sein. Bei Untreue ihres Gatten soll sie ihn zur Rede stellen; niemals aber darf sie ihrem Kummer nachhängen oder ihm Ausdruck geben. Morgens soll sie frühe aufstehen, abends spät zur Ruhe gehen. Im Ge-
samt von Wein und Tee soll sie Maß halten; auch soll sie nicht Augen und Ohren mit Theatervorstellungen, Konzerten und Deklamationen überfüttern. In den Tempeln und ähnlichen Orten, wo viel Volk zusammenkommt, soll die Frau vor ihrem vierzigsten Lebensjahre nur selten gehen.“

Wenn nun einerseits die Japanerinnen trotz der neueren Gesetze, die ihnen gewisse Rechte einräumten, noch immer unter den alten Gewohnheitsrechten zu leiden haben, so ist es ihnen doch andererseits gelungen, ihre Stellung wesentlich zu heben und zu verbessern. Es wurden Schulen und selbst eigene Universitäten gegründet und bereits im Jahre 1907 zählte man im Lande 32 000 studierende Frauen. Aber auch das Geishawesen entwickelte sich immer mehr, und nichts ist wohl bezeichnender für die moralischen Anschauungen dieses Volkes, als diese weitverbreitete Art der Prostitution, die dem ganzen öffentlichen, gesellschaftlichen Wesen seinen Stempel aufdrückt. Kein Geschäft zwischen Japanern oder zwischen diesen und Ausländern kommt ohne Gelegenheitshäuser und Geishas zustande. Einleitung, Hauptverhandlung und Abschluß findet meist in ersteren statt, und nur das rein Formelle wird zum Schluß in den Bureaus oder Geschäftsräumen erledigt. Selbst wenn der Hausherr seine Freunde empfängt, werden Geishas bestellt, die die Gäste unterhalten und bedienen, während sich die Hausfrau bei diesen Gelegenheiten mit ihren Kindern in die inneren Räume des Hauses zurückzieht.

Was dem Moslim im himmlischen Leben „Gouries“, das sind dem Japaner im irdischen Dasein die Geishas, für deren zeitweiligen Besitz von ihm eventuell Verbrechen aller Art begangen werden, um sich die nötigen Mittel dazu zu verschaffen. Wie groß die Zahl dieser Priesterinnen der Liebe im Lande ist, stellt ein Bericht der letzten Jahre fest, wonach es allein in Tokio 5000 Geishas und in ganz Japan 3 000 000 Mädchen in den öffentlichen Häusern gab. Das merkwürdigste dabei ist, daß dieses Gewerbe nicht für entehrend gilt, ja sogar für verdienstlich, wenn sich Bräute durch dieses ihre Ausstattung und Kinder den Unterhalt für ihre Eltern verschaffen. Sie haben eben eine recht merkwürdige Moral im „Lande der aufgehenden Sonne“.

Dr. M. S.

Im bombardierten Arras. Der Bericht der Obersten Seeresleitung meldete am Mittwoch, daß Arras bei einer Beschichtung feindlicher Truppenansammlungen in Brand geraten sei; auch die Kathedrale ist der Feuersbrunst zum Opfer gefallen. Man muß nach dieser Meldung wohl annehmen, daß heute von der unglücklichen Stadt, die in dem unmittelbaren Bereich der Geschützkämpfe lag, nicht viel mehr übrig geblieben ist. Läßt doch ein Bericht von Maurice Porres, den er nach einem Besuche der Stadt im „Echo de Paris“ veröffentlicht, erkennen, wie furchtbar Arras schon vorher durch die Beschichtung gelitten hatte. „Ich bin auf einige Stunden nach Arras gegangen“, schreibt er. „Die Deutschen bombardieren diese Stadt mit Methode. Seit wann? Seit dem 6. Oktober. „Festige Beschichtung, teilweise aussehende Beschichtung“, derart heißt es in unseren Berichten. Ich wollte wissen, was hinter diesen ein wenig farblosen Ausdrücken steckt. Ruinen, Einsamkeit, ein furchtbarer Donner der Kanonen. Unser Gastgeber empfängt uns im Keller und beglückwünscht sich selber zu seiner Behausung. Sie ist finster, feucht, eng, aber er hat recht, der wirkliche Lulus im gegenwärtigen Arras heftet darin, nicht getötet zu werden. Wir machen uns zum Spaziergang bereit. Das also ist Arras, diese schöne Stadt des ruhigen Glücks! Sie hat ihr Glück verloren und ihre Ruhe etwas zu sehr gesteigert. Nirgends ein Mensch, Gras zwischen den Pflastersteinen, Moos auf diesen selber. Den Straßen entlang verdecken Sandhügel die Kellerlöcher. Die urheimlichen Häuser haben alle ihre Augen geschlossen, wie die Toten die Augen schließen. Ruinen rechts, Ruinen links; hier und da steht noch ein Haus. Hier sind selbst halb offene Bäder mit schlecht verschlossenen Fenstern. Aber wenn man näher zusieht, so haben sie alle granatzerstörte Dächer. Dit ist die Fassade von oben bis unten zusammengefallen, und mit einem einzigen Blick sieht man die Reihe von Stodwerten, die aufgerissenen Zimmer, die so häßlich sind und deren Tapeten in Fäden herunterhängen, beschmutzt vom Regen und vom Pulverrauch. Die gefallenen Mauern legen keine Winkel, ganz kleine Höfe und unbeschreibliche Gäßchen klopf. Ein Stück Mittelalter hinter modernen Fassaden! Ein Mauer fände hier Schritt auf Schritt Mord in Fülle. Aber er nähme lieber ein Gewehr zur Hand als den Pinsel. . . . Ein Bewohner von Arras spricht mich an. Er sagt mir, daß einer seiner Freunde irrsinnig wurde und daß er mehrere Personen kennt, die durch die Vernichtung ihres Mobiliars und die Zerrüttung ihrer Lebensgewohnheiten zur Verzweiflung getrieben wurden. Er meint, wir müßten bis zum Ende aushalten, damit die Feinde bezählen. . . Natürlich wird das Ziel unseres Spazierganges das berühmte Rathaus aus dem 16. Jahrhundert, das vom höchsten Bergfried in Frankreich überragt wurde. Rathaus und Bergfried liegen zu Boden, der große und der kleine Markt sind nichts als weite Trümmer und Schuttstätten. Die hier der beiden Plätze ist in Fäden, der Bergfried ein ungeheurer Haufen von Steinen. All diese Größe und all diese Ruhe, all diese schöne Ordnung wurden zu einem Haufen zerplatzter Steine und qualvoll verbrenzener Eisens. Die Starrheit dieser Überreste ist erschreckend. Man wünschte, daß sie immer weiter schliefen, auf daß unsere Enkel lernten, was es heißt, unvorbereitet in den Krieg zu ziehen. Dem Präfect und dem Bischof, die beide auf ihrem Posten blieben, fehlt es ebenso wie dem General, der mich begleitet, an der Autorität, an die letzten Bewohner von Arras zum Verlassen der Stadt zu bewegen. „Geht doch fort!“ sagt der Präfect. „So geht doch!“ sagt der Bischof. „Fort!“ widerholt der General; aber 1500 Personen bleiben da, in der Meinung, daß es die Sache der Preußen wäre, fortzugehen. . . Die Stadt Arras zählte 27 000 Einwohner. Sie beherbergt heute noch 1500 unter ihren Trümmern. Die Deutschen bombardieren alles, ihre Drachen helfen ihnen hierbei mit großem Erfolg. Bei der Rückkehr, während der Wagen einherrollt, denke ich nicht mehr an die Ruinen von Arras, an all die zerfallenen Mauern, ich denke an unsere lebendigen Mauern, an unsere Soldaten. Wir müssen alles anbieten, damit es ihnen nicht an Munition fehlt, die ihnen die Offensiv erlaubt, und zugleich müssen wir alles tun, um ihre Erhöhengräben wohllicher zu gestalten, falls sie, trotz ihres Mutes, den Feind nicht vor dem Winter zu bezagen vermögen.“

Schach

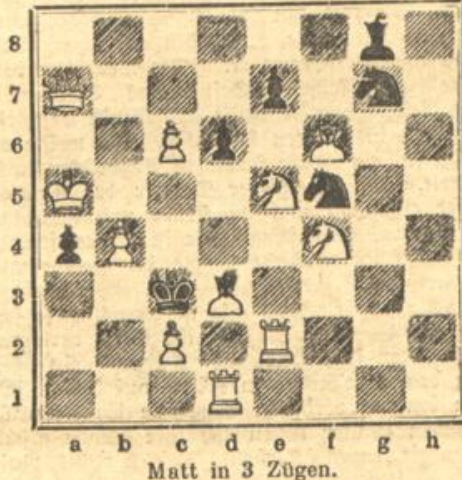
Alle die Schachbeilage betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maidaner in der Marktstrasse.
Hauptspielabend: Samstags.

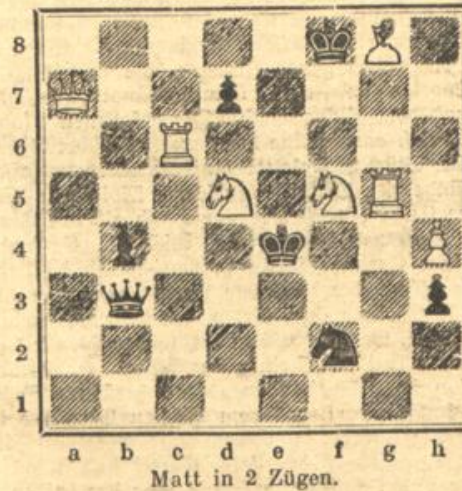
Wiesbaden, 11. Juli 1915.

Aufgaben.

Nr. 349. Ed. Körper in Wiesbaden.



Nr. 350. L. A. Dutton.



Partie Nr. 132 (Französisch).

Gespielt im New-Yorker Meisterturnier 1915.

Weiß: Hodges.		Schwarz: Marshall.	
1. e2-e4	e7-e6	17. Tf1xe1	Lc5-d6
2. d2-d4	d7-d5	18. Sd5-c3	Ld7-f5
3. Sb1-c3	c7-c5	19. Te1-e2 ³⁾	Tf8-e8
4. e4xd5	e6xd5	20. Kgl-f2	a7-a6
5. Lf1-b5 ¹⁾	Sb8-c6	21. a2-a3 ⁴⁾	h7-h5
6. Lc1-e3	Sg8-f6	22. h2-h4 ⁵⁾	Lf5-g4
7. d4xc5	Lf8-c7	23. Tc2-d2	Te8xe3
8. Sg1-f3	0-0	24. Td2xd6 ⁶⁾	Te3xc3
9. Lb5xc6	b7xc6	25. b2xc3	Tb8-b1
10. Sf3-e5	Dd8-c7	26. Td6xc6	Tb1-b2
11. f2-f4	Ta8-b8	27. Kf2-e3	Tb2xc2
12. Tal-b1	Sf6-d7	28. Ke3-d4	Tc2-d2 [†]
13. Se5xd7	Lc8xd7	29. Kd4-c5	Td2xg2
14. 0-0	Dc7-a5 ²⁾	30. Tc6xa6	Tg2-f2
15. Dd1-e1	Le7xc5	31. Ta6-a4	Tf2-f3
16. Sc3xd5	Da5xe1		

Aufgegeben.

¹⁾ Besser 5. Sf3. — ²⁾ Zuerst sollte Tfe8 geschehen.

³⁾ Wie der Weltmeister Lasker in der „Vossischen Zeitung“ ausführt, sollte Weiß mit 19. Lxa7 losschlagen. Er hätte

woll sein Bauernübergewicht zur Geltung bringen können. — ⁴⁾ Schwach. — ⁵⁾ Jetzt sollte wenigstens konsequenterweise 22. b4 folgen. — ⁶⁾ Verliert eine Figur. Größere Schwierigkeiten hätte 24. Kxe6, Lc5[†]; 25. Kd3, Td8[†]; 26. Kc4, Txd2; 27. Kxc5, Txc2; 28. Kxc6, Lf5 dem Schwarzen bereitet.

Auflösungen:

Nr. 345 (3 Züge). 1. Dd5, Lf8 2. Dxd6; 1... Lxd5 2. Sxd6+; 1... Lxg6 2. Dxg8+; 1... Le6 2. Txe7+; 1... Txc7 2. Sxc7+; 1... Tb8 o. d8 2. c>T D o. T+; 1... Ta8 2. Dxa8+.

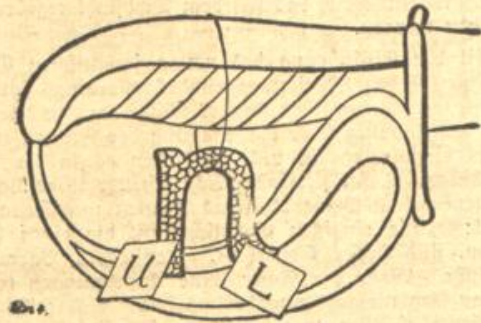
Nr. 346. 1. Ke3.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K. und Wdw. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, zu Nr. 346 auch Dbt. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

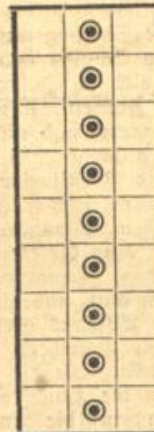
Bilderrätsel.



Scherzrätsel.

Es ist jetzt freilich aus Deutschland verbannt,
Doch viel wird noch mit ihm verkehrt.
Zu finden ist's reichlich im englischen Land,
Und doch wird's jetzt vom Krieg verzehrt.
Der Russe, der Franzmann, der Belgier auch,
Der Italiener (Abruzzenbrauch!)
Der Serbe und Montenegriener natürlich, —
Die fressen's in Massen ganz ungebührlich.
Und England muß pressen und schrauben und raffeln,
Um für all die Mäuler das Futter zu schaffen.
Denn ist es zu Ende, dann — o Malheur!
Gibt's keinen Krieg und kein England mehr!

Füllrätsel.



1. Bekannter Badeort.
2. Technisches Hilfsmittel.
3. Ausruf.
4. Teil des Dramas.
5. Beliebtes Getränk.
6. Nebenfluß der Donau.
7. Teil des Baumes.
8. Gewässer.
9. Afrikanisches Tier.

Die Buchstaben A A A A, C, D, E E E E, G, H, J, K, M, N N N, R, S S S, T T T, U sind in die Felder vorstehender Figur derart einzuordnen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden, während die mittelste senkrechte Reihe den Namen einer siegreichen deutschen Feldherrn ergibt.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 305.

Bilderrätsel: Zornigen widersprechen, heißt Oel ins Feuer schütten. — Umstellrätsel: Brigadegeneral. — Homogramm: P P U, Piano, Paris, Union, o s n. — Zahlenrätsel: Arm, Uhu, See, Eis, Inn. Rhein.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915.

No. 14.

Oberjäger Albrecht.

Skizze von Martin Proskauer.

(Nachdruck verboten.)

Im Dorfe Badouilles hinter dem breiten bewaldeten Berg Rücken steckte das Jägerbataillon, klammerte sich sozusagen an die halbzerstörten Mauern der Häuser, hielt dem Feuer aus den weittragenden Geschützen der Franzosen stand und schickte unverdrossen seine Schleichpatrouillen den Berghang herauf.

Heute schien bei den Feinden der Teufel los zu sein. Granaten vom schwersten Kaliber krachten in das Dorf, und vor dem Dorftrand platzten die Schrapnells. Wollten die Kerle einen Angriff wagen, das Bataillon erst mürbe machen?

„Meldung an die Brigade!“ befahl der Major. Eine Stunde später zog ein Eindecker, die schwarzen Kreuze auf den Flügeln, von Osten her über Badouilles auf die französischen Stellungen zu. Gleich darauf hämmerte das Telephon, das zur Brigade führte und das, täglich zerschossen, täglich von den Jägern geflickt wurde. Der Major nahm den Hörer, machte ein ernstes Gesicht. Die Offiziere in der Bataillonsstube rasselten hoch, als er eintrat.

„Meine Herren! Befehl von der Brigade! Unser Bataillon stößt sofort über den Berg vor, um unter allen Umständen Einblick in die Bewegungen des Feindes zu erhalten. Es ist eine Stellung auf dem Hügel Rücken zu erreichen, die nach Erfolg wieder geräumt werden kann!“

Die Offiziere hoben die Hände an die Tschakos:

„Zu Befehl!“ Sie hatten verstanden.

Das Bataillon trat an; die helle Sonne schien fröhlich wärmend über die zerstörten Häuser, als die Jäger losrückten.

Zwei Stunden später sammelte sich das Bataillon, keuchend, mit verzerrten, beschmutzten Gesichtern, zerfetzten Uniformen, auf halbem Weg zwischen Dorf und Berg Rücken. Der Major kroch zwischen den Leuten durch — fast alle Offiziere gefallen — vorwärts, die Feldwebel und Stellvertreter an ihren Platz!

Wieder sprangen, krochen, liefen die Jäger den Hang herauf, zum zweitenmal in die Hölle pfeifender Gewehrflügel, platzender Schrapnells, wirbelnder zackiger Eisenstücke, brechender Äste — und mußten zurück — bis an den Dorftrand zurück!

Etwa zweihundert Meter unter der Höhe des Berg Rückens — so hoch hatte das Bataillon der Sturm geführt — lag zwischen toten Jägern und Franzosen der Oberjäger Albrecht vom Telegraphen-Detachement des Bataillons, stöhnte und versuchte sich auf den Rücken zu wälzen. Endlich gelang es ihm. Er ruhte eine kleine Weile aus, dann richtete er sich langsam auf. Hinter

ihm stieg der Hügel an, über ihn fort sausten hoch über den Bäumen die feindlichen Granaten, und unten vom Fuß des Hügel knallte das Peitschen der Gewehrflügel. Er horchte hin. Das war sein Bataillon, das dort unten, fast schon im Dorfe, gegen die Höhe feuerte, über die der Feind vorzustürmen nicht wagte, wie es schien.

Rechts neben ihm klatschte es im Holz, zersplitterte Rinde flog ihm um den Kopf. Der Oberjäger legte sich wieder hin. Er hatte keine Lust, sich vom eigenen Bataillon hier totschießen zu lassen. So kroch er langsam die Höhe herauf, sich schräg hinter einem gestürzten Baum haltend und gegen die Kugeln von unten beschützt. Gleichzeitig spürte er ein stechendes, eiskaltes Schmerzgefühl im Oberschenkel, das sofort einem rasenden Brennen wich. Er tastete an sich herum. Da saß im Oberschenkel ein Schuß; im Rücken mußte auch einer stecken, seiner blutbesleckten Hand nach zu urteilen. Er riß die Verbandpäckchen heraus und legte sich die Streifen, so gut es ging, auf die Wunde. Dann ließ das Schmerzgefühl nach, und er sah sich um.

Rings um ihn lagen Tote, nichts als Tote. Sie mußten ja hier den Franzosen auch geradezu in die Spieße laufen. Ja, das half nichts, dachte er, schade nur, daß es umsonst war!

Die Jäger waren doch wieder zurückgegangen. Wo waren denn eigentlich die Franzosen? Wieder kroch er ein Stück, ruhte, kroch und zog sich an den Stämmen und abgebrochenen Ästen höher. Endlich lag er, erschöpft keuchend, auf einer kleinen felsplatte und sah auf die jäh abstürzende andere Bergseite herunter. Rasch hob er das Fernglas an die Augen.

Da wimmelte es von Franzosen! Dort hinten war eine breite Chaussee, schwarz von Truppen, und dort Geschütz- und Trainwagen, alles in Marschkolonne!

Er starrte durch das Glas, bis ihm ein Schmerzgefühl den Arm herunterriß. Dann sah er nach dem Dorf. Dort schienen Verstärkungen anzukommen. Jetzt knatterte über ihm der deutsche Eindecker, der plötzlich wieder da war, senkte sich, schoß hoch und fing an, in kleinen Rauchstreifen seine Signale anzupuffen. Aber schon standen weiße geballte Wolken um ihn — aus dem Walde dort an der Chaussee krachte es — der Oberjäger sah hin und verstand, woher das Geschützfeuer gekommen war, das sie im Dorfe so zugedeckt hatte — er wollte nach dem Eindecker sehen — ein Rauchstreifen — ein weißer, steil durch die Luft nach unten rasender Punkt — und aus war es!

Albrecht ließ das Glas von den Augen. Der Droplan war in das Gebüsch mitten in die feindlichen Stellungen gestürzt. Die brauchten nicht zu rennen, was da lag,

lief und flog nie mehr. — Wo blieben die Jäger? Wieviele mochten noch leben — von seiner Kompagnie, vom Bataillon?

Er sah angestrengt nach Badouilles zu.

Dort hinten, auf der kleinen Erdwelle vor dem Dorf, blinkte etwas. Was mochte das sein?

Jetzt sah er es deutlich durch das Glas. Da stand ein Heliograph, vermutlich mit einer Kavallerieabteilung vorgeschickt und gab seine Zeichen. Die galten wohl dem Flieger — der sah keine Signale mehr! Immer noch zuckten die Lichtblitze aus dem Heliographen, dann hörten sie auf. Da hatte der Oberjäger Albrecht eine Idee.

Er griff nach den Cornisterriemen, schnallte ab und wühlte in seinem Gepäc. Da war ja sein kleiner Taschenspiegel. „Ged“ hatten ihn die Kameraden lachend genannt, wenn er sich in der Garnison so oft spiegelte — vielleicht nutzte der Spiegel jetzt etwas. Er kroch noch weiter auf die Felsplatte, so recht mitten in die Frühjahrs Sonne, die warm und friedlich auf die Zerstörung ringsum schien.

* * *

Bei Badouilles stand der Wachmeister der Kavallerie-Telegraphen-Abteilung neben dem Unteroffizier, der den Heliographen bediente, und sagte:

„Aus — futsch! Pack' ein, Raschke, der Aroplan ist doch weg, der liegt längst drüben bei den Herren Franzosen!“

Der Unteroffizier zog die Spiegel vom Gestell, während der Wachmeister durch seinen Feldstecher das Gelände absuchte.

„Erlige Gegend“, sagte er, „die werden noch solange schießen, bis sie uns treffen. Wenn nur unsere Artillerie uns bald ein bißchen Luft machte — halt — was ist das?“

Er gab dem Unteroffizier das Fernglas.

„Raschke, was ist das dort oben — zwischen den Stämmen gradaus — auf der Höhe?“

Raschke stierte hin.

„Da will wohl — hol' mich der Teufel — da will einer signalisieren!“

„Richtig“, brummte der Wachmeister, „das schien mir auch so! Was wird das wieder für eine französische Verrätereie sein, die die Kerle ausgeheckt haben? Los, schnell die Spiegel 'raus, Paschke!“

Er schraubte die Spiegel fest und sah durch das Rohr.

„Raschke“, sagte er aufgeregt, „da redet einer deutsch! Einfach das Morse-Alphabet! Da, lang — kurz — kurz, lang — kurz — kurz — das heißt doch dringend!“

Er riß den Meldebloc heraus und schrieb. Dann sprang er auf.

„Hier, Raschke, los auf's Pferd und mit drei Kreuzen zum Stab geritten, verstanden! Und bring' Bescheid mit!“

Hinter dem Dorf hielt der Brigadestab. Der General riß den Umschlag auf, den ihm der herausgaloppierende Unteroffizier brachte.

„Meldung von Kav.-Tel.-Abtg. 23. Von Höhe hinter Badouilles meldet soeben ein Oberjäger Albrecht, angeblich 3./98, daß er verwundet dort oben liegt. Hat französische Truppenbewegungen beobachtet. Erbitte Instruktion. Lindemann, Wachmeister.“

Der General rief den Adjutanten.

„Hier, lesen Sie! Ob da eine Falle vorbereitet wird? Holen Sie sofort einen Offizier der 3. Kompagnie vom Jägerbataillon dort aus dem Dorf. Der Mann auf dem Berge soll die Namen seines Feldwebels und seines Hauptmanns nennen. Wollen 'mal sehen, ob er's weiß?“

Eine Viertelstunde raste der Adjutant heran, gleichzeitig knatterte ein Motorfahrer her, der hinter sich auf dem Rad einen Jäger-Dizefeldwebel stehen hatte.

„Von der dritten Kompagnie?“ fragte der General.

„Zu Befehl!“

„Warum kommt kein Offizier?“

„Die dritte hat keine Offiziere mehr!“

„So! — Kennen Sie den Oberjäger Albrecht?“

„Zu Befehl, von der dritten!“

„Zuverlässiger Mensch?“

„Ein sehr guter Soldat, seit dem letzten Sturm heute Mittag wird er vermisst, er ist wohl gefallen.“

„Wie heißen Feldwebel und Hauptmann der dritten Kompagnie?“

„Hauptmann von Quistner und Feldwebel Schulz, beide gefallen!“

Der Adjutant nickte.

„Stimmt! Dieselben Namen signalisierte der Mann von der Höhe aus.“

Der General drückte die Mütze fester ins Gesicht.

„Dann los — kommen Sie, wir wollen selbst zum Heliographen!“

In eine Erdgrube gedrückt, hockten die Stabsoffiziere auf Steinen, bogen sich über die Zettel, die der Wachmeister am Heliographen aufschrieb. Dann knatterten die Motorfahrer, ritten die Meldereiter am Dorf vorbei ins Weite.

Die Spiegel des Heliographen zuckten und blitzten. Oben am Waldrand auf der Höhe blitzte es wieder.

„Franzosen werfen auf ihrer Bergseite Schützengräben auf“, meldeten die Lichtblitze von oben, „Feuer aus dem Walde schweigt seit zehn Minuten.“

Wieder war ein Zettel geschrieben:

„Batterien aus dem Walde fahren in nördlicher Richtung ab. Truppenbewegungen nördlich dauern fort. Hinter der Chaussee . . .“

Die Meldung brach ab. Auf dem Hügel war nichts zu sehen, so sehr auch der Heliograph zuckte und blinkerte.

Da — endlich — war es wieder.

„Hatte Ohnmachtsanfall — infolge Blutverlust — bin durch zwei Schüsse verwundet — werde aber aushalten. — Hinter Chaussee — werden Scheinbatterien aufgestellt.“

Der General beugte sich über die Meldung.

„Wahrhaftig, ein Umgehungsversuch! Sie wollen uns von Norden umfassen, während wir hier den Hauptstoß erwarten. Das haben sie freilich nicht gedacht, daß von dort oben einer in ihre Karten guckt!“

Ein neuer Zettel flog vom Meldebloc des Wachmeisters herunter:

„Schützengräben nur in zwei Linien besetzt. — Ganz dünne Schützenketten. — Bin anscheinend entdeckt, da nach mir geschossen wird.“

„Wachmeister“, schrie der General, „telegraphieren Sie sofort, der Mann soll aufhören, er soll wegfriechen, sich retten. Wir werden ihn holen lassen, wenn es dunkel wird!“

Die Spiegel am Heliographen strahlten ihre Lichtbüschel aus. Wieder kam eine Meldung:

„Bin zu schwach, um mich zu bewegen. — Sehe eben Artillerie-Kolonnen, — Richtung Norden, — gegenüberliegende Stellung nur noch schwach besetzt, da alles abtrübt. — Bin . . .“

Und es brach ab.

Der Heliograph unten arbeitete, rief, fragte. Oben am Felsplateau blieb alles still.

„Wachmeister, versuchen Sie es nochmal!“

Die Spiegel riefen wieder:

„Lang — kurz — kurz — lang —“, kein Blitzen antwortete. — — —

Am andern Morgen trat der Adjutant zum General und machte eine Meldung. Dann gingen die beiden Offiziere in das Dorf, in ein Haus, wo auf einem umgestürzten Bett eine Gestalt lag, im graugrünen Rock, den Tschako auf der Brust, in der rechten Hand krampfhaft einen kleinen geschliffenen Taschenspiegel. Die vier Jäger, die die Nacht hindurch den Oberjäger Albrecht vom Hügel heruntergeschleppt hatten, traten zur Seite und standen stramm.

Der General sah in das weiße schmale Gesicht des Mannes, dann hob er die Hand an die Mütze und salutierte den toten Oberjäger Albrecht.

Deutsche Städtebilder.

Nabestädtchen.

Von Heinrich Waltber.

(Nachdruck verboten.)

Das Nahetal fängt allgemach an, „aktuell“ zu werden. Schon beginnen die Vorarbeiten für das gewaltige Bismarckdenkmal Alldeutschlands, das sich auf der Höhe zur Linken seines Ausganges, dem Niederwalddenkmal gegenüber, erheben soll. In wenigen Jahren wird es ein Wanderziel von Tausenden und Abertausenden; dann dürfte auch, mehr als heute schon, das reizvolle Tal des Flüsschens, in dem sich das Hochwerk spiegeln wird, von Wanderfrohen gewürdigt werden. Die Rheinpilger kennen es meist nur von seinen Mündungsorten, dem alten hessischen Bingen und dem neuen preussischen Bingerbrück. Jenseits schmiegte sich Rudesheim an den Fuß des Niederwaldes und der Mäuseturm hebt sich schlang von seiner Insel empor. Gesegnetes Land, gebenedeierter Boden. In stillen Frühlingnächten spannt der Mond eine Brücke über den Rhein und der Geist des Kaisers Karol schreitet darüber und hebt segnend die Hand. Das gilt den Reben des Rheingaus, aber die der Nahe kriegen auch etwas ab. Nicht umsonst ist Bingen eine „Empore“ des Weinhandels.

Das Städtchen mit ungefähr 10000 Einwohnern gehört zu den besuchtesten Rheinorten. Auf der Rheinseite baut sich Hotel an Hotel, und in seiner Platanenallee kann man alle Sprachen der Welt, nicht zum wenigsten aber englische Laute hören. Weite Hafenanlagen werden seinem ausgedehnten Handel gerecht und das „Rheinische Technikum“ bringt durch seine große Hörerzahl auch noch besonderes Leben in die meist engen Straßen des Städtchens, das wegen des hohen Rochusberges mit seiner altberühmten Wallfahrtskapelle und wegen des sich ins Nahetal hineinschiebenden Scharlachberges keine rechte Ausdehnungsmöglichkeit mehr hat. Seine Häuser ducken sich, wie die Küchlein unter ihre Henne, um die „Burg Klopp“. Die steht auf Fundamenten des römischen Kastells Bingium, eines der fünfzig Rheinkastelle des Drusus. Sie trugte gewaltig im Mittelalter, hielt verräterisch den Kaiser Heinrich IV. gefangen, erlitt schwere Nöte im 30jährigen Krieg und wurde 1689 von den Franzosen ausgebrannt. Erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts nahm man sich ihrer Reste wieder an und baute sie zum Rathaus mit Bürgermeisterwohnung im rheinischen Burgenstil des 15. Jahrhunderts aus. Nun schaut sie, ein Produkt der Neuzeit, mit einem gewissen Neide nach dem spätgotischen Bau der alten katholischen Pfarrkirche aus dem 15. Jahrhundert, die noch eine weit ältere romanische Krypta in sich birgt. Sogar das ehemalige, jetzt restaurierte Rathaus, ein interessantes, mittelalterliches Gebäude, trumps dem neuen Stadtpalast gegenüber auf seine Originalität. Bingen streckt seiner neuentstandenen Schwester auf dem linken Naheufer, Bingerbrück, gleichsam zwei Hände freundschaftlich entgegen, die „Drususbrücke“ auf römischen Fundamenten stehend, und die Eisenbahnbrücke, eine der meistbefahrensten der Welt.

Bingerbrück, vor 70 Jahren noch ein bescheidenes Örtchen, namens Rupertsberg, hat sein schnelles Wachstum der linksrheinischen Bahn und der Rhein-Nahe-Bahn zu verdanken. Auch hier ist altrömischer Kulturboden, und wie Bingen seinen heiligen Rochus, so hat es seinen heiligen Rupertus. Angeblich war er ein Herzog von Bingen, an dessen Grabe die heilige Hildegard ein Frauenkloster gründete, das 1632 von den Schweden niedergebrannt wurde. Heute baut sich ein ansehnlicher Ort um die beiden neuen, stattlichen Kirchen auf, auf die nun bald das mächtige Nationalheiligtum auf der Elisenhöhe niederschauen wird, den Fuß von Reben umkränzt,

denn auch hier gedeiht, wie drüben am Rochusberg, ein guter Rheinweintropfen. Der Wein an den Hängen des sich vom Rochusberg ins Nahetal schiebenden Scharlachberges, auch ein berühmtes Gewächs, hat hingegen schon viel vom Charakter der feurigen Naheweine.

Scheinbar harmlos, idyllisch, kommt der klare Fluß auf seinem 130 Kilometer langen Lauf aus seiner birkenfeldischen Heimat von Südwesten dahergerauscht. Keine Schiffslast drückt ihn, weiße Enten rudern auf ihm herum. Man ahnt gar nicht, welch' ein wilder Gesell er werden kann, wenn er da so zwischen seinen Wiesen dahinschleicht. Aber in Kreuznach merkt man bald, daß er etwas zu bestellen hat. Da bildet er gar eine sehr stattliche Insel, die Badewörth, auf der sich das neue Badhaus und der prächtige, neue Kurpalast in schönen Anlagen erheben und ein großer Teil des Kurviertels Platz fand. Vom linken Ufer schaut der Schloßberg mit den Resten der Kaugenburg auf die schäumenden, quirlenden Wasser zwischen den hohen Uferbäumen hinab, und eine achtbogige Brücke mit alten Häusern besetzt und in ihrer malerischen Gestaltung an Florenzens Ponte vecchio erinnernd, Anfang des 14. Jahrhunderts von einem der im Nahegau reich begüterten Sponheimer Grafen erbaut, verbindet die Altstadt mit der linksnaheischen Neustadt. Die neue Kaiser-Wilhelmbrücke mit ihrem massiven Turme bemüht sich mit Glück, sich harmonisch in das alte Stadt- und Flußbild einzufügen.

Das alte Kreuznach in seinem Villenfranze ist eines der annütigsten deutschen Städtchen. Es rühmt sich, das „radioaktivste“ Bad Deutschlands zu sein. Aber so heilkräftig es sein mag, so viele Wunder seine Sole an Skrophulösen und Rhachitikern vollbringt, die „Stadt der Rosen und Nachtigallen“ übt auch als solche ihre starke Anziehungskraft aus. Russen und Engländer zumal wissen immer, wo in Germanien gut zu hausen ist. Jedenfalls sieht man selten so viele englische und russische Bücher in den Buchläden ausliegen wie in Kreuznach, und daß hier eine so angesehene Bildhauerfamilie blühen und gedeihen konnte, wie die der Cauer, das spricht auch dafür, daß sich neben der Kurbedürftigkeit internationaler Kurus geltend macht. Kreuznach ist ursprünglich ein römisches Kastell gewesen. Später erhob sich dort ein fränkisch-merovingischer Königspalast. Als Cruciniacum wird es 839 erwähnt. Heinrich IV. schenkte es, eine Staatsdomäne, an das Domstift Speyer, von dem es die Grafen von Sponheim erwarben. Nach ihrem Aussterben hatte es verschiedene Herren. Der 30jährige Krieg brachte seine Einwohnerzahl von 8000 auf 3500 zurück, und die französischen Mordbrenner, die Verwüster der Pfalz, zerstörten die Kaugenburg und die Stadtmauern und brannten fast den ganzen, unglücklichen Ort nieder. Nachmals hatte es noch schwer unter den französischen Revolutionsheeren zu leiden. Seit es 1815 an Preußen gefallen und seitdem in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seine Bedeutung als Heilbad erkannt wurde, ist es unentwegt aufgeblüht. Eine Stadt von ungefähr 25000 Einwohnern, im wesentlichen modern, aber doch noch Kirchen aus dem 13. und 14. Jahrhundert aufweisend, ist Kreuznach in seiner herrlichen Umgebung, im Kranz seiner Rebberge, mit seinen schönen Denkmälern und wissenschaftlichen Sammlungen, seinem behaglichen „savoir vivre“ und seinem regen Verkehr die eigentliche Perle des Nahetals geworden. Auch über seine Nachbarschaft braucht es sich nicht zu beklagen. Da liegt gleich eine halbe Stunde südwärts am Fluß Bad Münster am Stein, da reckt sich kühn auf schroffem Felsen die

angeblich mit Teufelshülfe gebaute Burg Rheingrafenstein, jetzt Ruine, lagert sich auf einer Hügelkuppe Sickingens Ebernburg, die „Herberge der Gerechtigkeit“, während links am Fluß die rote Porphyrrand des Rothensfels leuchtet. Und weiterhin nach freundlichen Siedlungen im Flußthal die Ruinen des berühmten Klosters Disibodenberg und dann das einst handelsmächtige, wohlhabende und mauernumwehrte Sobernheim, dem eine schwere Wassersnot, die seine Brücke zerstörte und der Nahe ein anderes Bett gab, und die Mordbrennerwut der Franzosen den Ruin brachte. Zu seiner alten Bedeutung ist es nie mehr gelangt. Heute zählt es noch nicht 4000 Seelen, liegt aber, einst das geistliche Wirkungsfeld des bekannten Volkschriftstellers W. O. von Horn (Superintendent Oertel) mit seiner schönen, spätgotischen Kirche und seinen schmucken Häusern so freundlich im Tal zwischen seinen Tabaksfeldern, daß man einen sehr angenehmen Eindruck von ihm mit fortnimmt. Und es ist, als klinge und singe einem das fröhliche Lied vom Jäger aus Kurpfalz in die Ohren, denn weiter nördlich im Forsthaus Entenpfuhl im Soonwald hauste einst dieser biedere Grünroß, dem der Kaiser dort ein Denkmal errichtet hat.

Bedeutender als Sobernheim ist das drei Stunden oberhalb gelegene Kirn mit seinen großen Ledersfabriken und Melaphyrbrüchen, auch ein uraltes Städtchen, das in seinen Schicksalen viel mit den anderen Naheorten gemein hatte, mit Brand und Kriegsnöten und einer furchtbaren Wasserverwüstung im August 1875. Einst Residenz des Kändchens Salm-Kyrburg, erlebte es zeitweise alle Wonnen einer üppigen Kleinfürstentherrschaft.

Zwar zerstörten die Franzosen deren stolzen Hochsitz, die Kyrburg der Wild- und Rheingrafen über dem Städtchen, aber dieses selbst wurde Sommerresidenz mit Palästen und Schauspielhaus. Stolz feste gabs, bis ihr Veranstanter, Fürst Friedrich III., am 25. Juli 1794 in Paris sein Haupt unter die Guillotine legen mußte, indes sein Fürstentum zeitweise der französischen Republik einverleibt wurde. Später fiel es an Preußen, das benachbarte Fürstentum Birkenfeld aber kam in oldenburgischen Besitz, zu dem es heute noch gehört. Das besuchteste seiner Städtchen ist Oberstein mit über 10000 Einwohnern, das sich meist enge an der Nahe hin an die Uferfelsen baut und durch seine schon im Mittelalter betriebene Achatschleiferei, der sich dann die „Bijouteriefausse“, die Anfertigung unechten Schmucks mit Verwertung von Achaten, angeschlossen, nicht minder berühmt ist, als durch seine beiden mächtigen Burgruinen und seine Felsenkirche. Diese baut sich, 50 Meter über der Stadt, in die Nische einer gewaltigen Felswand ein, ein Bild von ganz eigenartigem, überraschendem Reiz. Ein brudermörderischer Obersteiner Graf soll zur Sühe die Nische in den Fels gehauen und das ursprüngliche Kirchlein erbaut haben. Das malerische Oberstein mit seinen zum Teil noch recht alten Häusern bildet einen interessanten Schlußpunkt für einen gemüthlichen, mehrtägigen Bummel durch die Städtchen der Nahe und den Nahegau überhaupt, der in seiner Vielseitigkeit so manche eigene Reize hat und wie eigens geschaffen erscheint, noch einmal ein rechtes Wanderziel für viele Touristen zu werden. Unter der Ägide des gewaltigen Bismarck an der Nahe mündung wird es bald dazu kommen.

Historische Frauen-Silhouetten.

Madame mère.

Von B. Gautbier.

(Nachdruck verboten.)

„Aela ne durera pas toujours!“ Dies wird nicht immer so bleiben, so äußerte sich besorgt und ahnungsbanke eine neuzeitliche Pythia oder Kassandra, die Mutter des korsischen Eroberers, zu einer Zeit, als dieser auf der Höhe seiner Macht stand. Ihr bedeutungsvolles, prophetisches Wort könnte schon genügen, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Aber die Gedenktage an den Niedergang des größten, genialsten Abenteurers und Emporkömmlings der Geschichte lassen an sich schon die Blicke auch auf die richten, die ihn geboren und von der er zweifellos eine Reihe seiner bedeutendsten Eigenschaften ererbte.

In Ajaccio, dem felsumstürzten, meerumspülten, altkorsischen Städtchen, wurde Letitia Ramolino, aus alt-patrizischem Geschlecht, im Jahre 1750 geboren. Sie entwickelte sich zum schönsten Mädchen der Stadt. Feurige, große Augen, von langen Wimpern beschattet, belebten ihre energischen Züge mit der hohen, von glänzend-schwarzem Haar umrahmten Stirn. Ihr Stiefvater, Fesch, war Hauptmann im Schweizerregiment der Republik Genua, der die wildromantische Insel zugehörte. Aber Paoli hatte sie in tapferem Freiheitskampfe bis auf wenige Plätze von der Herrschaft der Genuesen befreit. Kein Wunder, daß sich Fesch nun dagegen verwahrte, daß die schöne Stieftochter einem Parteigänger Paolis, dem jungen Adofaten Carlo Bonaparte, die Hand reichte. Die Liebenden jedoch brachen schließlich den Widerstand und wurden ein Paar. Als Sekretär Paolis übersiedelte Carlo nach Corte und kämpfte, von seiner jungen Frau eifrig unterstützt, nun gegen die Franzosen, denen die schlauen Genuesen, der eigenen Herrschaft bar, die Insel verschachert hatten. Letitia, die Napoleon bei diesen

Kämpfen schon unter dem Herzen trug, wirkte also gegen jene, deren berühmtester Herrscher einst ihr Sohn werden sollte.

Als die korsischen Freiheitskämpfer von den gallischen Eindringlingen besiegt waren, wollte Bonaparte seinem Herrn ins Exil folgen, aber seine Frau und sein Onkel Lucian brachten den etwas leichtsinnigen jungen Mann von diesem großherzigen, aber unpraktischen Gedanken ab und Marbeuf, der Eroberer und Gouverneur Korsikas, ernannte ihn zum Assessor beim neuerrichteten königlichen Gerichtshofe zu Ajaccio. Nachmals wurde er königlicher Rat und mit seiner Familie in den korsischen Adel aufgenommen. Als dessen Deputierter kam er 1778 nach Paris, wo er seinem Zweifsohn Napoleon eine Freistelle in der Militärschule zu Brienne erwirkte. Als er 1785 am Magenkrebs (woran ja nachmals auch sein berühmter Sohn zugrunde ging), starb, ließ er die nun 35jährige Letitia mit 8 unmündigen Kindern, 5 Söhnen und 3 Töchtern, in bedrängten Verhältnissen zurück.

Die tapfere Frau, die einen reichen natürlichen Verstand, aber fast gar keine Bildung besaß, hatte schwer zu kämpfen, sich mit den Kindern durchzubringen und die kleine französische Pension, die sie erhielt, als sie nach Einnahme der Insel durch die Engländer nach Marseille flüchtete, reichte kaum zum Leben. Inzwischen hatte Napoleon bereits angefangen, die Leiter seines Ruhmes zu besteigen, war mit 25 Jahren Brigadegeneral geworden und dann, nach einem armen und nothreichen Intermezzo, Oberbefehlshaber der französischen Armee in Italien. Mit Stolz, aber auch mit Bangen, mag die Korsin dem unerhörten Aufstieg des Sohnes, der gleich einige seiner Brüder mitriß, gefolgt sein. Aus Armut

und Dunkel war sie nun, nachdem Napoleon zum ersten Konful, dann zum Konful auf Lebenszeit und schließlich zum Kaiser der Franzosen geworden, in das grellste Licht hinausgetreten. Sie erhielt ihren eigenen Hofstaat und den eigens geschaffenen Titel „Madame mère“ und wurde feierlich zur obersten Beschützerin aller Wohlthätigkeitsanstalten Frankreichs ernannt. Aber den Herrschaftstaumel, von dem der Hof ergriffen war, vermochte sie nicht mitzumachen. Die harten Jahre hatten sie Zurückhaltung gelehrt und haushalten. Sie beteiligte sich nicht an der bei den Ihrigen eingerissenen Verschwendung, obgleich sie keineswegs so geizig war, als man ihr nachsagte. „Wer kennt das Ende der Dinge!“ „Wer weiß, ob nicht einst alle diese Könige Brot von mir fordern!“ sagte sie wohl, wenn ihre Kinder sie bestimmen wollten, die Napoleons'ors mehr rollen zu lassen. Sie blieb einfach im Wesen und in den Ansprüchen, sehr zum Verdruß Napoleons, der geüffentlich bei Talma den Kaiser auch äußerlich zu mimen lernte und der sie frug: „Wie gefallen Sie sich bei Hofe, Signora Letitia? Sie langweilen sich, nicht wahr? Sie öffnen Ihre Salons nicht. Sehen Sie Ihre Töchter, die für ihren jetzigen Stand geboren scheinen. Ihnen habe ich ein schönes Haus und eine Million Rente gegeben und Sie leben wie eine Bürgerfrau aus St. Denis.“

Die ahnungsvolle Frau kam nicht über ihr Kassandra-Dratum hinweg. Sie fühlte den Boden der Napoleonidenherrlichkeit immer heimlich unter sich schütterten und konnte so dessen nicht vollkommen froh werden, daß Napoleon fast ganz Europa beherrschte, und daß durch ihn ihre anderen Kinder ebenfalls zu Glanz oder zu Herrschermacht gelangten. Dennoch lebte sie ganz im Gefühl der dynastischen Interessen und drängte demgegenüber andere Empfindungen zurück. So billigte sie es durchaus, daß Napoleon seine erste Gemahlin Josefine vertrieb, weil sie seinem Thron keinen Erben gebar, und sie war überglücklich, daß sie einen solchen bald von ihrer neuen österreichischen Schwiegertochter erhielt, gab sich nun gar der Hoffnung hin, daß doch vielleicht der Fortbestand des Napoleonenthrones für immer gesichert sei. Freilich währte ihre Freude nicht lange. Die Maletische Verschwörung, die die ganze Familie schreckhaft durcheinanderscheuchte, erfüllte auch sie mit Entsetzen. Dann kam die Vernichtung der großen Armee, kam die Vertreibung ihres Sohnes Josef aus Spanien, erfolgte die Völkerschlacht zu Leipzig, der Einmarsch der Verbündeten in Frankreich, die Abdankung des Kaisers. Die 64jährige Greisin, in Haltung und Wesen noch die Vornehmste unter ihren zum Teil recht leichtfertigen Kindern, floh nach Rom, zu ihrem Stiefbruder Kardinal Fesch. Wie Napoleon den Kaisertitel, so mußte sie den Titel „Madame mère“ ablegen. Ein Jahrgehalt von 200000 Francs war ein kläglicher Ersatz für das Verlorene und sie zermürbte sich im Kummer um den Sturz der Weltherrschaft ihres

Sohnes. Unerbittlich gegen alle politischen Gründe und gegen die Tränen ihrer Tochter Karoline war sie, als deren Gemahl Murat von seinem Schwager abgefallen war. „Deinen Wohltäter hast du verraten. Nur über deinen Leichnam durfte dein Gatte zu solchem Verrat schreiten. Verlaß mich!“ herrschte sie hart ihr Kind an. Mit ihrer Tochter Pauline teilte sie Napoleons Exil zu Elba.

Noch einmal schien des Gestürzten Stern aufzuleuchten, als er von dem Inselchen geflohen war und als ihm das wandelbare Frankreich erneut jubelte. Alle ihre Söhne, mit Ausnahme Louis, der der holländischen Königskrone weise entsagte und als simpler Graf in Osterreich lebte, sah Letitia dort noch einmal vereint, hatte gar die Freude, daß sich der lange grollende Lucian jetzt im Unglück dem großen Bruder zuwandte, aber allen fiel es auf, ein wie tiefer, schicksalsbanger Ernst sich in den Zügen der Kaiserin-Mutter ausprägte, als sie, mit der Königin Hortense hinter dem Sessel des Kaisers sitzend, der glänzenden Eröffnung des Maisfelds beiwohnte. Und ihre Ahnungen hatten sich nicht getäuscht. Zu Waterloo brach die Herrschaft des „Dämons Europas“ endgültig zusammen. In Malmaison nahm er Abschied von seiner Familie. „Adieu, mon fils“, sagte die Greisin. Zwei große Tränen nur sprachen von ihrem tiefen Schmerz. „Ma mère adieu!“ erwiderte er und sie umarmten sich, um sich nie wieder zu sehen.

Letitia kehrte zurück in die ewige Stadt. Neuen Schmerz mußte sie erdulden, als des Sohnes Flucht nach Amerika vereitelt wurde, als er in englische Gefangenschaft geriet und nach dem weltfernen Felseninselchen im Ozean deportiert wurde. Eine Bitte, die sie im Jahre 1818 an die in Nachen tagenden Monarchen richtete, den Sohn, für dessen Friedlichkeit sie sich verbürge, freizulassen, wurde keiner Antwort gewürdigt. Dann mußte sie, nachdem sie kurz zuvor ihre Tochter Elisa verloren, den qualvollen Tod Napoleons erleben. Später sah sie, nachdem ihr noch ihre Tochter Pauline, Napoleons Lieblingschwester, hingeschieden, den Herzog von Reichstadt, den geliebten Enkel, den man ihr stets ferne gehalten, vorzeitig ins Grab sinken. Und mit ihm sank ihre letzte Hoffnung auf eine neue Zukunft ihres Hauses. Gebrechlich, erblindet, niedergedrückt von Kummer und Weh ist sie, 86jährig, in Rom gestorben, die halbvergeffene Mutter des Titanen-Napoleon hat ihr in Worten zu ihren Lebzeiten in St. Helena ein Denkmal gesetzt, dauernder als Erz und Stein, indem er von ihr sagte:

„Sie würde mir alles gegeben haben, was sie befaß, zu meiner Rückkehr von der Insel Elba. Nach Waterloo hätte sie desgleichen getan; sie hatte es mir angeboten; sie hätte ohne Murren Schwarzbrot gegessen. Bei ihr überwiegt das Große das Kleine, der Stolz und ein edler Ehrgeiz gehen bei ihr vor den Geiz. Noch gedenke ich der Regeln über den Stolz, die sie mir in meiner Kindheit gegeben und die mich durchs Leben beeinflusst haben.“

Miralde Wenig

Humoreske von Edela Rüst.

(Nachdruck verboten.)

Miralde Wenig flichte bei uns wie sie in wohl hundert anderen Familien allwöchentlich oder allmonatlich mal von 9 bis 8 das Weißzeug, Rockränder, Socken oder Hosensböden, je nach Bedarf, flichte. Sie war was man so ein „Gebäude“ nennt. Und der Name „Wenig“ schien ihr selbst unzureichend, denn sie ignorierte ihn möglichst und hielt darauf mit ihrem klangvolleren eine gewisse Fülle verratenden Vornamen „Fräulein Miralde“ benannt zu werden.

Daher verlor sich das „Wenig“ dahinter ganz allmählich, und das „Fräulein“ vorher wegen der Langatmig-

keit auch, und es blieb einfach „Miralde“ übrig. „Die Miralde“ hieß sie, wenn man von ihr sprach, und zu ihr selbst sagten die alten Kunden ungeniert: Miralde! Und wenn man etwas extra von ihr wollte, hieß sie allemal: Miraldchen! „Mit 'ne arbeitende Person wird nicht viel Umstände gemacht. Das könnten sich Eltern merken, wenn sie ihre Töchter so 'ne Namen jeben, die nich hinten, nich vorne zu se passen“, machte sie ab und zu ihrem Herzen Luft, um Mitleid zu erregen, wenn sie etwas extra von uns wollte. Abgelegte Sachen konnte sie immer brauchen, oder eine Düte mit Obst oder Kuchen zum mit nach Hause

nehmen. Denn: „Das muß nu mal jesagt sein, alles was man so bei die Herrschaften vorjesetzt bekömmst, is ja erstklassig wunderschön. Aber darüber, was man so wenn man nachts im Bett liegt, vor'm Einschlafen zu schmuggeln hat, darüber jehst nu mal überhaupt nisch! Das is doch klar! Das schmuggelt man eben als freier Mensch. Wohin-jegen bei die Herrschaft am Tage, da is es man meist 'ne Hez zwischen Sock und Hosensboden. Man muß nur immer zusehen, daß man sich nicht verschlucken tut, wodurch die Arbeit länger ruht, als es auch die allerbeste Herrschaft lieb is!“

Sie gab so im Laufe des Tages reichlich ihre „Tips“. Sie wünschte richtig verstanden und nicht unterschätzt zu werden. Wenn sie auch nie „ausverschämt und gesehwidrig“ wurde, was sich für „ne arbeitende Person nu mal in dieser Welt nich schickte, wollte sie nicht hungern!“

Ich werde es nie vergessen, welchen Eindruck es machte, als sie in unser Haus kam, und noch ehe sie den Mantel aushatte, die Tür zur Küche öffnete und meldete: „Kaffee trink' ich nicht! Machen Sie mir man zwei ordentliche Tassen Kakao — aber mit Milch gekocht! Die Leute denken immer, für 'ne arbeitende Person is mit Wasser all lang gut genug. Aber da bin ich eigen — ich trink' den Kakao einfürallemal nur mit Milch!“

Die Köchin kam voller Empörung nach vorn gelaufen, und schlug sofortige an die Luftsetzung dieser ordinären Person vor.

Aber ich hatte ja gehört, daß Miralde Wenig ein Original sei, und behielt sie am selben Morgen, seit welchem sie nun an die zehn Jahre im Hause als ein beständiges Zuhör aus- und ingeht, und sich ihre Originalitäten, sub rosa mit dem allerdämlichsten Kalmückengesicht dieser Welt, erlauben darf.

„Ja“ — variierte sie des öfteren — „für 'n gutes Zugerichte der Tafel hab' ich auch so meine Schwäche. Keines Geschirr und das Silber blißeblank, das kann mir gefallen! Schon meine Mutter hat immer gesagt: Miralde, gewöhne dir nicht so die Eleganz an, denn du wirst sie, wenn du alt bist und nicht mehr mang die Herrschaft geh'n kannst, zu schmerzlich entbehren. Und da hat sie Recht behalten. Kartoffel und Hering, aber auf 'n feinen Teller und mit 'n silbernes Besteck! Und ein jeschliffenes Wasserglas und 'ne echte Tasse mit „Zum Gedenken“ und 'n dicken Goldrand — das ist so mein Ideal! Aber natürlich, 'ne arbeitende Person soll zufrieden sein mit 'n alten Scherben und blankgesehueretes Blech. Hart is es, aber es is nich anders!“

Und dann seufzte sie zum Erbarmen, wischte sich Tränen aus einem Auge und schnäuzte sich vernehmlich.

So erfuhr sie denn, daß Tränen und Seufzer nicht immer ungesehen und ungehört verhallen. Im Laufe der Jahre hatten sich bei ihr acht Porzellantassen mit „Zum Gedenken“ und anderen Inschriften mit Goldornamenten, Teller und Schüsseln angesammelt.

Neben nütlicheren Geburtstags- und Weihnachts-gaben fiel denn auch stets etwas zum Löschchen des Schönheitsdurstes ab.

„Porzellan und Hauswäsche is nu all meist genug, aber — mit das Silber hapert's sehr!“ äußerte sie sich dann schließlich.

Wir „Herrschaft“ hatten uns aber das Wort gegeben: Silber kriegt sie nicht von uns! In Neusilber besah sie nun auch schon allerhand „Notwendigkeiten“. Noch ein paar Teelöffel, und dann machten wir mit dieser Geschenk-art Schluß — sie war mit allem schon reichlich für zwei „möblierte Herren“ ausgestattet, welchem Erwerbs-zweig sie sich ja einige Jahre später hinzugeben gedachte. Sie nahm zwar das „Neusilber“ andauernd als „persönliche Geringschätzung“ auf, aber wir blieben in diesem Punkte ebenso andauernd taub und blind. —

Da verschwand eines Tages ein silberner Eßlöffel, und einige Zeit darauf wurden zwei silberne Teelöffel vermißt. Ich hatte Mädchenwechsel und damit verbundene

Unruhe und Aushilfskräfte im Hause gehabt. Als der Verlust festgestellt wurde, war es schwer zu ergründen, wann die Sachen sich aus der Wohnung entfernt hatten. Natürlich kam zunächst die Aushilfe in Verdacht und das fortgezogene Mädchen. Aber schließlich, sollte man Anzeige machen und Haussuchungen vornehmen lassen auf einen vagen Verdacht hin? Es waren ja auch Handwerker und der Kohlenmann in den Tagen aus- und eingegangen, und auch Miralde Wenig hatte sogar ausnahmsweise zwei Tage hintereinander genäht. Auf Miralde hatte ich natürlich nicht den geringsten Verdacht. In all ihren langen Dienst-jahren war nie auch nur ein Knäuel Garn unter ihren Händen verschwunden. Als sie von den Löffeln hörte, war ihr erstes Wort: „Na, ich hab' se aber nich! Gottbewahre, ich hab' se nich!“

Ich gab mir alle Mühe ihr auszureden, daß jemals auch nur der Schatten eines Verdachtes gegen sie in meiner Seele Platz gegriffen. Und so in ihrer unangetasteten Ehrenhaftigkeit simuliert sie nun unaufhörlich: „Wer se woll hat die Löffelchens? Ich dent' immer, die hat die Minna (die Aushilfe) . . . Die hat so was in die Augen, als ob sie nehmen könnte! Sie is so kazenfreundlich . . . der frau ich nich!“ Dann erzählte sie hundert Geschichten, wie in anderen Häusern silberne Löffel verschwunden waren und nie mehr wiederkamen. „Ja, wenn so was mal Beine kriegt, denn findet es wohl zum Haus raus, aber nicht wieder rein! Es is zu viel Raubgesindel in der Welt. Und das raffinierte is, daß so'n Volk denn nimmt, wenn noch andere anständige arbeitende Personen im Haus anwesend sind — da verteilt sich der Verdacht so schön — — das mühen sie aus die Racker!“ Eines Morgens kam sie an: „Ich hab' vorm Haus die Minna getroffen. Ich mußte immer denken: Du Diebskrete hast die silbernen Löffeln. Gar nicht ansehen konnte sie mir — — das schlechte Gewissen sprang ihr man so aus die Augen. Als ich von die Löffel anfang, schrie sie gleich: „Wer weiß, wer die Löffel hat! Und wer se hat, der sagt es nich! Und was geht's mir überhaupt an — ich fühle mir nicht verdächtig!“ So 'ne freche Person! Ich sagte ja noch gar nicht, das sie sie hätt'. Aber daß sie sie hat, is doch klar!“ Und so ging das noch Jahre lang immer: „Wer die woll hat?“ oder „Hat die Minna sie wirklich immer noch nich retour gebracht?“ Bis ich mir den Kohl endgültig verbat. Silberne Löffel kommen eben überall mal weg, und man dankt dann immer noch seinem Schöpfer, daß es nicht an die Brillanten gegangen ist, falls man welche hat.

Lange, lange danach verunglückte Miralde Wenig auf der Straßenbahn. Sie mußte monatelang das Haus hüten, konnte aber wenigstens bald bei sich zu Hause Näharbeit machen. Wir halfen und sorgten alle, daß sie außer einigen Unbequemlichkeiten keinen Schaden und gute Verpflegung hatte. Um ihr eine besondere Überraschung und Wohlthat zu erweisen, machte ich mich eines Tages auf den Weg, ihr persönlich etwas Wäschehähereien zu überbringen und zu sehen, wie es ihr denn so recht ginge. Sie war tief gerührt; besonders über das Päckchen mit allerhand guten Dingen vor dem Einschlafen zu schmuggeln. Da es ein weiter Weg zu ihr hin war, und winterkalt, und der Kaffee trinkbereit auf dem Tisch stand, nahm ich gern die Einladung zum „Viesoflock“, wie sie scherzte, an.

Da ihr das Aufstehen und Gehen doch noch sichtbare Schmerzen verursachte, duckte ich sie auf ihren Korbstuhl zurück und lief zu dem altmodischen Glasschrank, um mir meine Tasse selbst herauszuholen, eine von der Sammlung: „Gedenke Mein“, wie Miralde selbst eine zum täglichen Gebrauch vor sich hatte. Ich griff nach der Tasse und wollte den Schrank schließen, als mein Blick auf ein zierliches Körbchen fiel, das, bis zum Rande mit Teelöffeln gefüllt, da stand. So griff ich auch da hinein, um einen für mich zu haben — ich hielt sie für die gestifteten Neusilbernen. Wie groß war mein Entsetzen aber, als ich einen echten, schweren Löffel mit Stempel und Monogramm

packte. „Von meine Tante“, — kam es schüchtern vom Sofatisch her — „Erbstücke!“

Ich war so frei, mir unaufgefordert die „Erbstücke“ näher anzusehen, und — fand meine eigenen zwei verschwundenen Teelöffel unter der gediegenen Kollektion. Sprachlos wandte ich Miralde mein zornsprühendes Antlitz zu. Sie sah wie versteint da. Endlich sagte sie gefast: „Gnädige Frau, lassen Sie den Kaffee nicht kalt drüber werden! Achott na ja — ich hab' se! Aber ich gäb' 'nen Dahler, wenn ich wüßte, wie ich dazu gekommen bin. Sie müssen wohl mal abends mit die Schnuggelpäckchen mitgepackt sind, und — und nachher hab' ich mir bloß scheniert, sie abzugeben, weil gnäd'ge Frau wirklich hätten denken können, ich hätte sie mit Willen und Gedanken mitgenommen . . . Das is doch klar!“

„Und die anderen mit den Monogrammen, von denen ich Ihnen bei jedem den Besitzer nennen könnte!“

„Ja, mit die is es ebenso! So 'ne Dinger verkrümmeln sich so leicht — sagten gnäd'ge Frau doch selber mal! Ach Gott, ich hab' ja die Schwäche, ja, aber deshalb langfingern, nein, wahrhaftigen . . .“

„Und wo haben Sie die Eßlöffel-Sammlung?“ fragte ich schon halb belustigt.

„Anten! Es sind ihrer sechs — mehr brauch ich auch nich! Da sie mal hier sind, hab' ich sie behalten, auch aus pure Schenierlichkeit — — — Und wenn die Herrschaften mir nicht mit die Neusilbernen so gekränkt hätten, als ob die für unsereinen all lang zu schad' wären, denn . . . denn . . .“

„. . . hätten die Silbernen nicht Beine bekommen!“
„Das is klar! Au Sie wissen, werden Sie doch denken — — — aber es muß sie mir rein einer beigestochen haben — — — und wenn mich meine Schenierlichkeit nich gehindert hätte, hätten Sie alle zurück.“ —

Was mir an der Sache imponierte, war, daß sich Miralde nicht aufs Heulen legte. Sie blieb dabei, sie wüßte nicht, wie die verslykten Dinger in ihre Wohnung gekommen seien, und nahm die Angelegenheit von der rätselhaft spagigen Seite.

Ich tat es schließlich auch, rührte meinen Kaffee mit meinem eigenen Löffel um und nahm ihr dann ihre „Schenierlichkeit“, indem ich mein Eigentum selbst mit nach Hause führte.

Ich hörte auch, seit Miralde ihren Beruf wieder aufgenommen hatte, daß sich hier und dort in ihrem Kundenkreis längst verschollene silberne Eß- und Teelöffel auf rätselhafte Art wieder eingefunden hatten — aber ich verriet nichts.

Zur Belohnung dafür hat Miralde Wenig jetzt ihr eigenes Duzend silberne Teelöffel und sechs Eßlöffel mit ihrem Namenszug, denn — sie näht und flickt immer nach wie vor bei mir und allen anderen. Und wir nehmen sie nach wie vor doch alle für eine ehrliche Haut. Und wenn mal von ganz rätselhaften Dingen die Rede ist, sagt sie mit ihrem dämlichsten Kalmückengesicht: „Das is doch grad wie damals mit die silberne Löffeln — — — ja, es gibt so Sachen . . .!“

Und wir nickten zustimmend.

Das große Los

Eine Geschichte aus dem Neapolitaner Volksleben.

Von Umberto Bajone. Berechtigte Übersetzung von R. Bombe.

(Nachdruck verboten.)

„Um, wie ist's?“

„Schön, einverstanden, um Mitternacht; kommen auch die anderen?“

„Ja, alle vier, je mehr wir sind, desto besser; es wäre wirklich unvorsichtig von uns beiden, so allein in die einsame Gegend zu wandern, und überdies zu den Toten . . .“

„Ich verstehe schon“, unterbrach ihn der andere, dem es eiskalt bei diesen Worten über den Rücken lief, „Ihr habt recht daran getan. Auf Wiedersehen heute Nacht, aber kommt nicht zu spät!“

„Verlaßt Euch auf mich!“

Die beiden sprachen leise und ängstlich miteinander, wobei sie scheu umherblickten, um vor neugierigen Lauschern sicher zu sein. Dann sagten sie sich hastig Lebewohl, wie Leute, die etwas auf dem Gewissen haben. Pietro, der Schuster, trat in den Hausflur, wo sein Arbeitstisch stand, und hämmerte auf einer Sohle herum.

Allerlei Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Nun wollte er noch einmal das Schicksal auf die Probe stellen, wollte auf den Kirchhof gehen, um die Nummern für das Lotto zu erfahren. Warum sollte er nicht einmal ein Terno gewinnen, ein einziges Mal nur! Vielleicht gewährte ihm die heilige Jungfrau ein Gnadenzeichen, vielleicht verrieten ihm die Toten die glückbringenden Nummern. Sein Herz weitete sich in seliger Zuversicht. Wenn er dann reich wäre, wollte er einen schönen Laden mieten und Nunziata, die Tochter der Obsthändlerin, heiraten. Sie war das schönste Mädchen im ganzen Stadtviertel, und ihre schwarzen, heißen Augen machten ihn rasend. Er schloß die Augen und fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg, seine Nerven zitterten und immer schneller fauste der Hammer auf den Schuh hernieder. Da er arm war, hatte er ihr seine Liebe niemals gestanden. Er schämte sich seiner Dürftigkeit, während sie eine Aussteuer und viele Schmucksachen besaß.

Um mit einem Schlage reich und ihrer würdig zu werden, gab es kein anderes Mittel, als das Glück zu versuchen. Er hatte schon auf das Rauchen und das Kartenspiel verzichtet, um den Einsatz im Lottospiel erhöhen zu können. Früher oder später mußte auch für ihn das Glück einmal kommen, das hatte ihm Meister Ciccio, der Anstreicher versichert, der sich dem Neuling gegenüber einer langjährigen Erfahrung im Spiel rühmte. Obgleich er in der langen Zeit vielleicht 200 Frs. in kleinen Gewinnen eingehemist hatte, wartete auch er geduldig auf das große Glück, damit er nicht mehr Häuser zu weihen brauchte. Gerade jetzt schien der große Gewinn sicherer denn je zu sein, denn ein Camaldulenser Mönch hatte ihm geraten, nach dem Kirchhof zu gehen, um die Nummern für den Einsatz zu erfahren. Zwar hatte auch das Horoskop nicht den ersehnten Erfolg gebracht, aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß eben beim ersten Male selten etwas gelingt, daß es ihm vielleicht am nötigen Glauben oder an der Kraft zum Gebet gefehlt habe. Jetzt wollte er in guter Gesellschaft noch einmal nach dem Kirchhof gehen; so konnte es nicht mißlingen. Dieses Mal wollte auch Antonio, der Student, mitkommen, der, für einen Neapolitaner geradezu unglaublich, nie den Fuß über die Schwelle einer Lottobank gesetzt hatte. Wie konnte es dem mißglücken! Es ist eine bekannte Tatsache, daß der erste Versuch im Lottospiel einen Gewinn einbringt. Der Anstreicher überlegte die Dinge hin und her und legte die rechte Hand breit wie einen Fächer auf den Kopf. Die zugekniffenen Augen und das pffiffige Lächeln verrieten klar seine Gedanken: „Teufel auch, 30 Jahre Übung im Lottospiel, ich verstehe mich darauf!“ Pietro hörte glückberauscht den Worten des Gefährten zu, so daß die Arbeit seinen Händen entglitt. Seine Gedanken gaukelten ihm eine glückliche Zukunft im Wohlleben vor. Er sah das Schlafzimmer hinter dem

schönen Laden, das breite Bett mit dem gewaltigen Baldachin und den dicken, blanken Messingstäben, die Glaskränken mit den Heiligenfiguren und die Hängelampe in der Mitte des Zimmers, mit tausend glitzernden Glasp Prismen und bunten Lichtern. Und Nunziata war Königin in diesem Reiche. Sie ließ die Tür immer etwas offen stehen, damit die Vorübergehenden die schmucke Einrichtung bewunderten und die Nachbarinnen vor Neid vergingen.

„Das Lotto ist eine mechanische, ja fast eine mathematische Sache“, fuhr Meister Ciccio fort, und dann wiederholte er Wort für Wort eines Reklameaufsatzes im „Mattino“, ohne sich um seinen Zuhörer zu kümmern. Nur dieser Zweifler, der Antonio, will uns nicht glauben, die Bücher haben ihn verdorben. Und trotzdem will er spielen; kaum hat er von Gaetano gehört, daß wir nach dem Kirchhof gehen wollen, da ist er auch dabei. Pietro hörte kaum zu, er weilte mit seinen Gedanken bei dem unglücklichen Gaetano. Sein Freund hatte jung, fast noch als Butsche, geheiratet, jedoch der bescheidene Wochenlohn zusammen mit dem seiner Frau, die als Handschuhmacherin arbeitete, genügte für ihren Lebensunterhalt. Seine Concetta verstand alles, kaum von der Fabrik heimgekehrt, machte sie sich an die Hausarbeit. Sie waren glücklich und liebten sich wie in den Glitzerwochen, und am Sonntag leisteten sie sich eine Wagenfahrt und ein Gericht Maccaroni in Poggio Reale. Aber dann kam ein Sohn und bald ein zweiter, und Concetta mußte nach einer schweren Geburt die Arbeitsstelle aufgeben. Gaetano begriff nicht, daß er jetzt doppelt arbeiten und sparsamer wirtschaften mußte und auch auf die sonntäglichen Spazierfahrten verzichten mußte. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, sein früheres Leben weiter zu führen. Da er an Gottes Hilfe glaubte, so ergab er sich dem Lottospiel; doch seine Schulden häuften sich. Ein schönes Quaterno hätte ihnen aufgeholfen und das Leben wieder angenehm gemacht. Schüchtern hatte er mit einem kleinen Einsatz von 12 Centesimi begonnen zu spielen, dann hatte er immer mehr daran gewagt, bis er schließlich fast seinen ganzen Wochenverdienst hingab. Er sah nicht, daß er sich ins Verderben stürzte, er schloß die Augen vor dem wachsenden Elend, er wurde hart gegen die klagende Frau und ärgerte sich über ihre Teilnahmslosigkeit, während er des zukünftigen Gewinnes zu sicher war . . .

„Verzeiht, aber das Theater ist soeben erst aus“, entschuldigte sich Antonio Bartoli und trat zu den drei Männern, die ihn erwarteten. Mit einem leisen Fluch trabte Meister Ciccio voran und murzte: „Bei Zusammenkünften muß man pünktlich sein.“ „Schon gut“, beruhigte ihn der Student in leicht spöttelndem Tone, „wir wollen lieber einen heißen Punsch trinken, der ist gut bei der Kälte.“ „Nein, besser nicht“, entgegnete der Anstreicher, „wenn wir zu spät kommen, ist vielleicht alles umsonst.“

„Nun, alle so stumm?“ scherzte Antonio, „geht's denn zum Sterben?“ „Das nicht“, meinte Pietro mit gezwungenem Lächeln, „aber diese Straße ist ewig lang, und was sollte man auch so sagen?“ „Stellt Ihr Euch nicht den Geldschrank vor, den Ihr kaufen müßt, daß es nötig sein wird, Pferde oder ein Automobil bereitzuhalten“, höhnte der Student. „Don Antonio, scherzt nicht“, tadelte ihn Meister Ciccio, „dies ist ein heiliger Augenblick, wir sollten lieber ein Requiem beten.“

Der Himmel flimmerte von Sternen, totenstill lag das Land da, fern hob sich die dunkle Masse des Kirchhofs ab. Die Gesellschaft bewegte sich langsamer vorwärts, tödliche Angst lähmte ihre Schritte. Antonio fühlte mit Widerwillen, wie sich auch in seine Seele ein geheimnisvolles Unbehagen einschlich, und wie ihn die Todesangst jener Männer ansteckte. Meister Ciccio blieb stehen und gebot seinen Freunden, zu schweigen. Er war aschgrau im Gesicht und starrte angsterfüllt auf das Kirchhofsgitter.

Plötzlich erscholl ein Bellen, erst undeutlich, dann klar und wütend, dann dumpf knurrend, und schließlich verlor es sich in einem klagenden Geheul. „Hört, die erste Nummer“, murmelte Pietro, der Schuster. „Hund bedeutet drei“, belehrte sie Gaetano. „Eine gute Zahl“, versicherte Meister Ciccio. Wie ein Blätterrauschen ging es über ihre Häupter. Antonio fühlte sich immer unbehaglicher, warum war er nur hierhergegangen! Der Aberglauben jener Leute, über den er im Anfang gelächelt hatte, wurde ihm unheimlich. Er hörte ihre Herzen pochen. Langsam, undeutlich, vom Lusthauch getragen, kam das Schlagen einer Uhr herüber. Eins, zwei, drei, vier — vier Uhr. „Jesus, Jesus, habt Ihr gehört! Ja, vier, das ist die zweite Zahl. Nun fehlt noch die dritte Nummer, doch die Seelen im Fegefeuer werden uns die letzte zu dem Terno nicht versagen, Geduld!“ Zehn Minuten vergingen, eine Viertelstunde, eine halbe, nichts regte sich. Die Versammelten sahen sich zweifelnd und unruhig an. Wurde ihnen das Gnadenwunder versagt? Der Student rauchte und sagte nichts, auch er war enttäuscht. Was ging nur in ihm vor, hatte er denn den Verstand verloren, daß er hier mit diesen Leuten wartete, da er gierig seine Sinne anspannte und angstvoll ein Ereignis suchte, das ihm die letzte Zahl verrate? Da, ein gellender Pfiff, ein Rasseln und Schnauben. Endlich, endlich, das Gnadenwunder war geschehen. Zug bedeutet 32, Gott sei gelobt! Und die Jungfrau Maria! Ein Stein fiel ihnen vom Herzen, ein zufriedenes Lächeln umspielte ihre Lippen, und Pietro summte sein Lieblingslied von den Fischen, die sich lieben. Der Student begriff nicht, warum dieser kindliche Glaube sich noch in unsern Tagen erhalten könne und ein Vorrecht des Südtaliensers sei. Nie hatte er in Florenz gesehen, daß sich die Leute an den Lottobänken stauten, nie hatte er brutale Schlägereien oder Raufereien um den Vorrang dabei beobachtet. Kein Bettler drängt sich dort in die Reihe der Wartenden. Warum das alles, warum? Der Morgen dämmerte . . .

Antonio schritt langsam über Piazza Plebisito, trat unter die Bogengänge, betrachtete neugierig die Ansichtspostkarten, stieg nach Via Roma hinab, doch seine bitteren Gedanken folgten ihm auf Schritt und Tritt. Wie konnte es nur so viel menschliches und seelisches Elend geben! Gaetano war auf dem Leihamt gewesen und hatte, um spielen zu können, ein paar Laken verpfändet. Als Concetta ihn von seinem Vorhaben abbringen wollte, hatte er sie blutig geschlagen. So wenigstens berichtete Pietro mit allen Einzelheiten. Nunziata scherzte unterdessen laut mit einem Anbeter auf der Ladenschwelle und zeigte ihre weißen Zähne zwischen den korallenroten Lippen. Antonio ging verflört davon. Vor seinen Augen stieg das Bild Concettas auf. Er hatte sie eines Abends an der Ecke von Via S. Lucia auf jemanden warten sehen. Bleich, schweigend, ein Taschentuch vor dem Munde, stand sie da. Jetzt wußte er, daß sie auf ihren Mann wartete und ihm das Geld abbeteln wollte, das er zur Lottobank trug. Und doch, die beiden hatten sich geliebt, liebten sich vielleicht noch, aber seine wüste Leidenschaft für das Lotto und sein blöder Aberglaube brachten sie auseinander. Zwischen ihnen stand der dumpfe Groll, in dem schon der Haß garte. Die Liebe war verblüht, vielleicht auf ewig dahin . . .

In Piazza Santo Spirito versammelte ein Glockenzeichen die Leute vor der Lottobank. Man wartete auf die Ziehung. Auch Antonio stand unter ihnen. Er wollte gern wissen, ob seine Gefährten gewonnen hätten, ob nun endlich der Wohlstand in das Haus des unglücklichen Gaetano zurückgekehrt wäre. Ein Murmeln kündete ihm das Bekanntwerden der Nummern an; er blickte hin, die Heiligen im Fegefeuer hatten ihren Spott mit ihnen getrieben!

Das Bild Concettas stieg in ihm auf, jene bleiche, schweigende Frau, die ein Taschentuch vor ihre bebenden Lippen preßte . . .